

## Die endliche und die unendliche Adoleszenz

In: Trescher, H.-G., Büttner, C., Datler, W. (Hrsg.) (1992):  
Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 4. Grünewald: Mainz, 89-103

### 1. Vorbemerkung

In diesem Aufsatz möchte ich zeigen, daß die Adoleszenz nicht immer zum Erwachsensein im psychologischen und soziologischen Sinne des Wortes führt. Von der endlichen Adoleszenz unterscheide ich die unendliche Adoleszenz. An der komplementaristischen Methode Devereux' orientiert, frage ich nach den sozialen und psychischen Determinanten der beiden Verläufe der Adoleszenz. Eine Bestimmung des sozialen Ortes (Bernfeld) und seiner Valenz (Lewin) scheint mir nötig, um die Prozesse zu erkennen und zu verstehen, die eine endliche Adoleszenz ermöglichen oder in die unendliche Adoleszenz führen.

Ich beginne mit einer Auslegung des Begriffs Adoleszenz. Es folgen einige Bemerkungen über die komplementaristische Methode. Dann sage ich etwas über den sozialen Ort und seine Valenz für die Adoleszenz. Die Spirale des positiven Austauschs zwischen Eltern und Kind wird als Voraussetzung der endlichen Adoleszenz erläutert. Die unendliche Adoleszenz versuche ich, als Scheitern des Erwachsenwerdens in einer hemmenden Umwelt darzustellen. Mir kommt es darauf an, die Probleme der Adoleszenz etwas zu erhellen, nicht sie zu lösen. Meine eigene Haltung ist nicht optimistisch, aber auch nicht resignativ. Darum habe ich den letzten Abschnitt meines Vortrages mit einem Wort von Max Horkheimer überschrieben. Es lautet: „*Das Schlimme erwarten und doch das Gute versuchen*“ (1972/1976).

### 2. Der Begriff Adoleszenz

Nach Kluge (1989) bezeichnet der Begriff *Adoleszenz* das „Alter zwischen Kindheit und Erwachsensein“. Er ist dem gleichbedeutenden I. *adole-scentia*, einem Abstraktum zu I. *adolescere* „heranwachsen“, entlehnt, das seinerseits zu I. *alere* „nähren, ernähren, großziehen“ gehört und mit dem Wort *Alimente* verwandt ist.

Hier gebrauche ich es entsprechend der Definition von Peter Blos (1962, 14f.), der zwischen Pubertät und Adoleszenz unterscheidet. Er benutzt den Ausdruck Pubertät, „um die körperlichen Manifestationen der sexuellen Reifung zu beschreiben“. Dagegen soll der Ausdruck *Adoleszenz* die psychische Anpassung an diese Vorgänge bezeichnen. Blos definiert (24): „Die Adoleszenz wird hier als die Gesamtsumme aller Anpassungsversuche an die neuen inneren und äußeren – endogenen und exogenen – Zustände angesehen, denen das Individuum gegenübersteht“.

Nicht alle Gesellschaften kennen die Adoleszenz als Lebensphase. Relativ statische Gesellschaften – im Sinne von Lévi-Strauß „Kalte Gesellschaften“ (1973, 40f.). – verstecken die Veränderungen der Pubertät unter Tabus oder machen den Jugendlichen im Verlauf weniger Wochen oder Monate mit Hilfe bestimmter Riten und Mutproben zum Erwachsenen (Winnicott 1963, 191). Das ist in hochgradig arbeitsteiligen und mobilen Gesellschaften nicht möglich. Hier wird die Adoleszenz den Heranwachsenden *und* den Erwachsenen zum Problem. Die Heranwachsenden müssen ihren sozialen und psychischen Ort in der Gesellschaft finden. Erwachsene, die ihres eigenen Ortes unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen ja nicht sicher sein können, erleben dies als Bedrohung (Laios-Konflikt). So klagt schon der Schäfer in Shakespeares *Wintermärchen* (III/3): „Ich wollt, es gäb kein Alter zwischen zehn und dreiundzwanzig, oder daß die jungen Leut' die Zwischenzeit schlafen müßten, denn dazwischen gibt es nichts, als den Mädeln Kinder machen, sich an den Alten versündigen, stehlen und raufen“. Doch die Heranwachsenden wollen nicht schlafen. Sie neigen dazu, „Kindheitsprivilegien aufrechtzuerhalten und dabei aber gleichzeitig Erwachsenenrechte zu beanspruchen“. Blos (a.a.O., 129) sieht in diesem Paradox „fast ein Synonym für die Adoleszenz selbst“; und Winnicott (a.a.O., 203) meint, es sei die „Aufgabe der Gesellschaft diesen Jugendlichen gegenüber, „sie ständig zu halten und aufzufangen (contain) und dabei weder falsche Lösungen anzubieten noch moralisch entrüstet zu sein – was ein Ausdruck des Neides auf ihre Jugendlichkeit wäre“. Aber gibt es richtige Lösungen? Winnicott verneint diese Frage und meint, „daß es keine Lösung gibt, außer der, daß der Jugendliche (wenn er nicht krank ist) erwachsen wird“ (1964, 201). Die Adoleszenz fände damit ein Ende. Was aber, wenn den Heranwachsenden die Chance, erwachsen zu werden, verweigert wird? Jugendliche, denen das geschieht, geraten in die unendliche Adoleszenz. Die Prä-Potenz der Adoleszenz (Winnicott 1963, 194) kann hier nicht zur (re)produktiven Potenz umgeformt werden. Sie verzehrt sich selbst und hinterläßt allenfalls Spuren der Zerstörung.

### 3. Komplementaristische Methode

Begreifen wir die Adoleszenz mit Blos als die Gesamtsumme aller Anpassungsversuche an die neuen inneren und äußeren Zustände, denen das Individuum gegenübersteht, sind wir, um diese zu erkunden, auf Psychologie und Soziologie, auf die Untersuchung seiner Psychogenese und Soziogenese (Elias) verwiesen. Es liegt dann nahe, zwischen einem interdisziplinären Ansatz und der komplementaristischen Methode zu wählen. Der interdisziplinäre Ansatz versucht die Lücken der eigenen, disziplingebundenen Konstruktion der Wirklichkeit mit Theoremen aus anderen Disziplinen zu stopfen. Parson (1964) hat das z.B.

getan, als er in seine Sozialisationstheorie das psychoanalytische Konstrukt des Überichs einfügte, aber die Triebtheorie vernachlässigte. Die komplementaristische Methode, wie sie Devereux (1972) von den Naturwissenschaften übernahm und in die Wissenschaften vom Menschen einführte, geht anders vor. Sie fordert den „doppelten Diskurs“, d.h., sie verlangt, die Untersuchung eines menschlichen Phänomens einmal von seiten der Soziologie, zum andern von seiten der Psychologie. Beim Übergang von dem einen Diskurs zum andern geht die komplementaristische Methode pragmatisch vor. Sie fragt nicht: „An welchem Punkt werden Individuen und individuelle Phänomene irrelevant und die Gesellschaft und gesellschaftliche Phänomene allein wichtig?“ – noch umgekehrt; sondern erwägt: An welchem Punkt ist es sparsamer, soziologisch anstatt psychologisch bzw. psychologisch anstatt soziologisch vorzugehen (vgl. a.a.O., 144)? Streng unterscheidet sie modale Persönlichkeitsmodelle von den wirklichen Menschen. Sie weiß: „Da der Mensch zugleich wirklich und per definition ein *soziales* Wesen ist – wenn auch in einem sehr spezifischen Sinn –, muß der, der das Individuum erforscht, lernen, es als Teil einer Gesellschaft und als Produkt einer Kultur zu betrachten. Als Freudianer beispielsweise muß man einerseits den Zusammenhang zwischen Überich, Ichideal und der Strukturierung (*patterning*) der Ichfunktionen erforschen und erklären, und andererseits die Struktur der soziokulturellen Matrix“ (a.a.O., 117). Eigentlich ist die komplementaristische Methode der Psychoanalyse inhärent. Diese ist Psychologie insofern sie die Vorgänge im Menschen, die Veränderungen in seinem Innenfeld erforscht. Aber sie erklärt und versteht psychische Vorgänge als die mehrfache Funktion naturgegebenen und soziokultureller Determinanten. Sie ist also auch auf die Biologie und die Soziologie angewiesen.

### 4. Der soziale Ort und seine Valenz für die Adoleszenz

Einige Jahrzehnte bevor Devereux seine Arbeiten zur komplementaristischen Methode schrieb, wurde sie bereits von Siegfried Bernfeld angewandt. Dieser – ein nüchterner Materialist und Psychoanalytiker zugleich – führte in die Psychoanalyse den *Begriff des sozialen Ortes* ein (1929). Er verstand „die Fragestellung nach dem historischen Aspekt und nach der Milieuprägung eines seelischen Vorgangs als den Gesichtspunkt des ‚sozialen Ortes‘“. Für Bernfeld ist der soziale Ort „ein Sektor dessen, was die Psychoanalyse als Realität bezeichnet. Gegebenenfalls wird diese Realität verinnerlicht und der soziale Ort wird dadurch zu einem Moment im Überich“ (a.a.O., 199). Allerdings habe sich die Psychoanalyse „noch nicht gründlich genug mit den sozialen Bedingungen all jener seelischen Vorgänge befaßt, die sie entdeckte und ausführlich studierte“ (198). Vermutlich hat Siegfried Bernfeld den Begriff sozialer Ort von Siegfried Kracauer übernommen, der diesen

Ausdruck bereits 1922 in zwei Arbeiten gebrauchte (1922a,b). Ich zitiere hier dessen erkenntnistheoretische Untersuchung „Soziologie als Wissenschaft“. Im Hinblick auf die soziologische Kategorie „sozial-typische Individualität“ schreibt er: „Bei der Erschauung ihres Wesens zeigt sich, daß alle Menschen, die sich an demselben sozialen Ort befinden, die also denselben sozialen Einflüssen ausgesetzt sind, sich auch in ihrem Fühlen, Wollen, Denken und Werten einander angleichen; es zeigt sich ferner, daß diese Gemeinsamkeiten der Bewußtseinsformung sich unter Umständen bis in die Bereiche der religiösen Bildung, der Moralauffassung, des Verhältnisses zur Kunst usw. hinein erstrecken und daß sie hinsichtlich ihrer Beschaffenheit irgendwie von den konstanten Kräften und Bedingungen abhängen, die sich an dem jeweils eingenommenen sozialen Ort als wirksam erweisen“ (1922a, 69).

In seinen Arbeiten über die männliche Pubertät (z.B. 1923, 1935) berücksichtigte Bernfeld den jeweiligen sozialen Ort der Heranwachsenden und fragt nach dem Verhalten, das an ihm herausgefordert, hervorgehoben wird. Wir können somit dem sozialen Ort eine Wertigkeit, eine Valenz, im Sinne der Feldtheorie Kurt Lewins (1933, 103) zurechnen.

Auch Kurt Lewin gebrauchte den Begriff sozialer Ort (1939, 1946). In unserem Zusammenhang ist vor allem sein Aufsatz „Feldtheorie und Experiment in der Sozialpsychologie“ (1939) interessant, in dem er den Adoleszenten als „Randpersönlichkeit“ beschreibt, den „affektive Instabilität und Empfindlichkeit“ (200) charakterisieren. Seine Darlegungen über den Heranwachsenden faßt er, wie folgt, zusammen:

- a) Die Grundtatsache über die allgemeine Situation des Jugendlichen läßt sich als der Ort einer Person während der Lokomotion von einer Region zu einer anderen darstellen. Das umfaßt erstens die Ausweitung des Lebensraumes (geographisch, sozial und in der Zeitperspektive) und zweitens die kognitiv umstrukturierte Eigenart der neuen Situation.
- b) In einem etwas spezifischeren Sinn hat der Jugendliche einen sozialen Ort ‚zwischen‘ dem Erwachsenen und dem Kind, ähnlich der Randpersönlichkeit einer nichtprivilegierten Minoritätsgruppe.
- c) Bei der Adoleszenz sind noch spezifische Bedingungen, wie die neuen Erfahrungen mit dem eigenen Körper, beteiligt. Sie lassen sich darstellen als verwirrende Wandlung einer zentralen Region des bestehenden Lebensraumes“ (201).

In der Sicht der Psychoanalyse erscheint der Mensch – und somit auch der Adoleszente – weniger als Einheit, denn als *polymorphe Persönlichkeit* – Freud nannte den Menschen eine „vielfältige Persönlichkeit“ (zit.: Deutsch 1944, 116).

Er ist als Einzelner *Säugetier* und zugleich ein *Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse*. Er übernimmt nicht nur selbst Rollen auf den Bühnen der Gesellschaft, sein Selbst kann ebenfalls als eine Bühne angesehen

werden, auf dem die aufgegebenen Objektbeziehungen, die nach Freud sein Ich konstituieren, mehr oder weniger verkleidet auftreten.

Mit dem Ausdruck *polymorphe Persönlichkeit* will ich nicht nur an die polymorphe Perversität des Kindes erinnern, von der ja auch im Erwachsenen mehr oder weniger starke Anteile erhalten bleiben, sondern auch an das Vorhandensein unterschiedlicher, keineswegs immer harmonisierender Charakterzüge, die im Wechsel der Rollen ins Rampenlicht treten oder im Bühnenschatten verschwinden. Welche potentiellen Fähigkeiten und Charakterzüge jeweils aufgerufen werden, ist abhängig vom sozialen Ort, an dem man lebt, und von dessen psychisch wirksamer *Angebots- und Nachfragestruktur*. Darunter verstehe ich ein relativ konstantes Angebot von gesellschaftlichen Rollen und die damit verbundene Nachfrage nach Eigenschaften und Fähigkeiten. Die Angebots- und Nachfragestruktur eines sozialen Ortes bestimmt den Aufforderungscharakter, der den Adoleszenten lockt oder hemmt, sich um gesellschaftliche Rollen zu bemühen, und die entsprechenden Eigenschaften und Fähigkeiten zu entwickeln bzw. zu unterdrücken. Ich gehe davon aus, daß diese Struktur relativ stabil ist, stabiler jedenfalls als z.B. der Konjunkturverlauf auf dem Arbeitsmarkt. Die psychisch wirksame Angebots- und Nachfragestruktur einer Gesellschaft bedingt also weitgehend den Verlauf der Adoleszenz in einer gegebenen Gesellschaft. Verändert sich diese, dann verändert sich auch der Gebrauchswert und der Tauschwert bestimmter Haltungen. Hier kann dann der doppelte Diskurs ansetzen. Psychoanalytisch wäre zu untersuchen, wie sich in dem Einzelnen psychische Haltungen, Charakterzüge und dergl. entwickeln und umformen; soziologisch wäre zu analysieren, welche Valenzen und welche Werte eine Gesellschaft übernimmt, schafft, zuläßt und verwirft, wie also Strukturveränderungen der Gesellschaft Verschiebungen, Brüche und Neuorientierungen im kollektiven Wertesystem und im individuellen psychischen Apparat erzwingen, so den Prozeß der Adoleszenz erschweren und dann und wann auch erleichtern. Ich gehe also davon aus, daß spezifische soziale Orte zu spezifischen lebensgeschichtlichen Adoleszenzschicksalen führen. Diese wären in ihren Besonderheiten und Gemeinsamkeiten zu untersuchen, will man nicht vorschnellen Verallgemeinerungen oder einseitigen Übertreibungen zum Opfer fallen.

## 5. Die Spirale des positiven Austausches zwischen Eltern und Kind als Voraussetzung der endlichen Adoleszenz

Die *Familie* wird in der Psychoanalyse als *heimlicher Ort* beschrieben. Ursprünglich bezeichnete das Wort „heimlich“, das was zum Heim gehörte, was „einheimisch“ war. Aber von Anfang an war auch der Aspekt des Versteckens damit verbunden: „wer sich in das Heim zurückzieht, verbirgt sich vor anderen, vor Fremden“ (Kluge 1989). Im

Wort „heimlich“ können wir den „*Gegensinn der Urworte*“ (Freud 1910) aufspüren, so wie in der Familie die *Ambivalenz von Liebe und Haß*. Daran sollten wir uns erinnern, wenn wir uns die Spirale des positiven Austausches zwischen Eltern und Kind als Voraussetzung der endlichen Adoleszenz vergegenwärtigen. Viele Mühen von allen Beteiligten und eine „*fördernde Umwelt*“ (Winnicott 1965) sind nötig, soll der Durchgang durch die Adoleszenz gelingen.

Den Ausdruck „Spirale des positiven Austausches zwischen Eltern und Kind“ entnehme ich dem schönen Aufsatz „*Elternschaft als Entwicklungsphase*“ von Therese Benedek (1960), in dem sie zeigt, daß die Entwicklung des Menschen unter Einfluß des *Fortpflanzungszyklus* „über die Adoleszenz hinausreicht und daß sich die Elternschaft derselben Primärprozesse bedient, die von frühester Kindheit an im geistigen Wachstum und in der Entwicklung am Werk sind“ (a.a.O., 35). Therese Benedek geht aus von der *primären Einheit von Mutter und Kind* und hebt die Bedeutung der Kontinuität der Objektbeziehung hervor. Wo diese „gewahrt wird, wird deren Erinnerung mit der Trieberfahrung als Objektvorstellung und Selbstvorstellung gespeichert und zum Organisationskern des psychischen Apparates“ (a.a.O., 37). Benedek formuliert: „*lustvoll nährende Mutter ist gleich lustvoll genährtes Selbst*“ (ebd.). In unserer vielfach verdorbenen Sexualkultur ist es freilich nicht selbstverständlich, daß Mütter ihre Kinder lustvoll nähren. Ich erinnere mich an eine Diskussion auf dem Evangelischen Kirchentag – Düsseldorf 1973. Dort bekam ich starken Beifall, als ich mich dafür aussprach, daß Mütter ihre Kinder stillen sollten, las aber deutliche Ablehnung auf den Gesichtern vieler Teilnehmer, als ich hinzufügte, man dürfe dann aber auch nichts dagegen haben, wenn heranwachsende Mädchen sich von ihren Freunden ihre Brüste streicheln lassen und dieses zu genießen lernen, denn die Bejahung der Brusterotik ist eine Voraussetzung lustvollen Nährens.

Ein lustvoll genährtes Selbst erwirbt aber auch die Haltung des Vertrauens. „Der Begriff *Vertrauen* bezieht sich auf eine primär geistige Konstruktion, die auf Grund einer vielfachen Wiederholung derselben Erfahrung entsteht, daß nämlich Bedürfnis durch Befriedigung gestillt wird. Die Wiederholung solcher Erfahrung führt zum positiven emotionalen Gleichgewicht“ (a.a.O., 38). Mit der Fähigkeit zu vertrauen, ist auch die Fähigkeit zu warten verbunden.

Therese Benedek ist der Auffassung, daß „jede Phase der Mutterschaft – Schwangerschaft, Nähren und auch die Vorbereitung darauf während der progesteronen Phasen des Sexualzyklus – ... von einer Regression auf die orale Entwicklungsstufe begleitet“ wird (a.a.O., 39). Die Mutter hat also die Möglichkeit, psychische Prozesse zu wiederholen, die sie einst selbst in der Beziehung zu ihrer Mutter erlebte. Hatte sie eine „ausreichend gute Mutter“, wird sie *der Regression im Dienste des Kindes*, wie ich diesen Vorgang nenne, fähig. Voraussetzung dieser Weise der Regression ist Erwachsensein: Die Mutter regrediert nicht

ganz, sie behält, sofern sie diese erworben hat, „die Fähigkeit zur Besorgnis“ (Winnicott 1963a). Wird sie ausreichend gut von ihrem Mann oder einer anderen helfenden Person begleitet, kann sie vielleicht sogar etwas von dem nachholen, was ihr ihre Mutter, aus welchen Gründen auch immer, verweigerte. Die Regression im Dienste des Kindes wird jedoch scheitern, wo die damit verbundene Regression in die eigene Kindheit in der Mutter Ängste auslöst, weil sie selbst eine „stabile Umwelt, persönliche Betreuung und konstante Bezugspersonen“ (Winnicott 1948, 101) nur sehr unzureichend hatte.

Therese Benedek sieht, „die Objektbeziehung der Mutter zum Kind von psychischen Energien gesteuert, die zwei verschiedenen Stufen ihrer psychosexuellen Organisation angehören. Erstens handelt es sich um den primären Fortpflanzungstrieb, zweitens um eine sekundäre Organisation, die aus der oralen Phase abgeleitet ist. Der primäre Fortpflanzungstrieb drückt sich in der Tendenz des Erwachsenen aus, zu geben, zu nähren und zu helfen; die sekundäre Organisation im Manifestieren von Empfängnisbereitschaft = rezeptive Tendenzen. Sie erleichtert die Identifizierung der Mutter mit ihrem Kinde“ (a.a.O., 40).

Aber die Identifizierung der Mutter mit dem Kind kann auch negativ werden. Das geschieht, wenn das Geschrei des Kindes, seine Not, bei der Mutter nicht nur begründete Sorgen wecken, sondern auch eigene orale Konflikte wiederbeleben und die dazugehörigen Ängste hervorrufen. Unter solchen Bedingungen entwickelte sich einst, als die Mutter noch Kind war, der „ambivalente Kern“ – Th. Benedek spricht auch vom „depressiven Kern“ (42) – ihrer psychischen Struktur, den sie nun mobilisiert und ungewollt in ihr Kind introjiert.

„Der Prozeß, der zu ‘Vertrauen’ bzw. zum ‘depressiven Kern’ führt, dient“, so Therese Benedek, „auch als Modell des psychischen Austauschprozesses zwischen Eltern und Kind in den späteren Entwicklungsphasen“. Sie ist der Ansicht, „daß das Kind die entsprechenden Entwicklungskonflikte des Elternteiles nicht nur während der physiologischen Symbiose der Schwangerschaft und während der oralen Entwicklungsphase zu neuem Leben weckt, sondern daß dies in jeder ‘kritischen Periode’ geschieht und entweder pathologische Erscheinungen in den Eltern auslöst oder, falls die Lösung des Konfliktes gelingt, zu einer neuen Stufe der Integration der Eltern führt“ (a.a.O., 42f.).

Therese Benedek erörtert auch den *wechselweisen Austausch zwischen Vater und Kind*, wobei sie den Vater weniger, wie gewöhnlich in der psychoanalytischen Literatur, in seinen instrumentellen Rollen als Wegweiser in die Arbeitswelt darstellt, sondern vielmehr als einen, dessen Väterlichkeit auch beschützt und versorgt, also gleichsam „mütterlicher“ Haltung fähig ist. Sie fragt, „ob wir im Manne eine Trieborganisation unterscheiden können, die analog zur Mütterlichkeit, den Fortpflanzungstrieb auf die Väterlichkeit richtet“, und bejaht diese Frage, mit der Annahme, „daß es zwei Quellen der Väterlichkeit gibt: die eine ist die biologische Bisexualität, die andere die biologische Abhängig-

keit von der Mutter“ (a.a.O., 43). „Die früheste Sicherheit jedes Menschen wie auch seine früheste Orientierung mit der Welt sind durch Identifizierung mit der Mutter erlernt worden“ (a.a.O., 44). Primär sind also die psychischen Vorstellungen und Haltungen als Folge der oralen Beziehung mit der Mutter entstanden. Dann wird – unter günstigen Umständen – die Identifizierung des Jungen mit der Mutter um die mit dem Vater erweitert. „Dies führt nicht nur zum sexuellen Wettbewerb mit dem Vater, sondern auch zu Identifizierungen mit den verschiedenen Rollen des Vaters als Beschützer und Versorger“ (ebd.).

Der Vater, der die Rollen als Beschützer und Versorger hinlänglich erfüllen kann, vermag die *Mutter-Kind-Zweiheit* zur *Familien-Dreiheit* zu ergänzen. Es erweist sich, daß die emotionale Haltung des Vaters in der Familien-Dreiheit vom Zeitpunkt der Empfängnis an wichtig ist. Gelingt es ihm nicht, „die rezeptiv-abhängigen Bedürfnisse seiner Frau, die durch die Schwangerschaft, durch Ängste betreffend der Niederkunft und durch die Sorge um das Kind erhöht werden“ (a.a.O., 45) einigermaßen zu befriedigen, so wird die geängstigte und leergelassene Mutter ihrem Kind Versagungen auferlegen müssen. Aber auch das Kind braucht den Vater. Die Beziehung zum Vater ist für Jungen und Mädchen die erste und wichtigste sekundäre Objektbeziehung.

Die Spirale des positiven Austausches zwischen Eltern und Kind als Voraussetzung der endlichen Adoleszenz setzt also ein genügend gutes Familienleben voraus. Dieses wiederum kann nur in einer fördernden Umwelt gedeihen, die nur zu oft nicht gegeben ist. Viele Kinder wachsen gar nicht mehr in Familien auf. Manche begrüßen das, andere sehen darin eine Gefahr. Wie dem auch sei: „Wo die Familie fehlt oder krank ist, muß irgendein Aspekt der Gesellschaft die Funktion der Familie übernehmen“ (Winnicott 1963c, 321). Wo das nicht geschieht, setzen sich die Wirkungen der Spirale des negativen Austausches zwischen Eltern und Kind durch.

## 6. Die unendliche Adoleszenz.

### Spirale der negativen Eltern-Kind-Beziehung und hemmende Umwelt

Therese Benedek vertritt in ihrer Arbeit die These, „daß sich der *Ödipuskomplex* infolge eines positiven Gleichgewichts des wechselweisen Austausches zwischen Eltern und Kind entfaltet, und daß er trotz vorübergehender Unsicherheit das Kind erfolgreich von einer kritischen Periode zur anderen geleitet. Wenn dagegen das negative emotionale Gleichgewicht einen ambivalenten Verlauf der Austauschhandlungen hervorruft, führt dies zu einem Versagen in der Entwicklung und Auflösung des *Ödipuskomplexes*“ (a.a.O., 54f.).

In der Tat meinen heute viele Psychoanalytiker, daß viele Menschen die ödipale Phase gar nicht mehr erreichen: Das ist gewiß so. Ob es sich

dabei um ein epochengebundenes Ereignis handelt, ist eine andere Frage: Es fehlen vergleichende Untersuchungen hinsichtlich der Vergangenheit. Wir dürfen nicht annehmen, daß es neu entdeckte Erscheinungen nicht schon früher gegeben hätte; sie wurden möglicherweise nur nicht wahrgenommen, weil die Mittel, Begriffe, Theorien fehlten, sie zu registrieren, oder weil die sozialen Orte, die sie einnahmen, im Schatten der Forschung blieben. Das entlastet uns nicht von der Aufgabe, herauszufinden, welche Umstände heute die Spirale des negativen Austausches zwischen Eltern und Kind in Bewegung setzen oder auf andere Weise in die unendliche Adoleszenz führen. Anders müßten wir uns mit der Psychoanalyse als Therapie begnügen, was keine besonders günstige Prognose erlauben würde: denn einmal ist Psychoanalyse als Therapie doch ein recht langwieriges und teures Verfahren: zum anderen auch so mühsam, daß viele, denen sie gut täte, ihr ausweichen. Sie verspricht nicht wie andere Therapien Glück und Gesundheit, sondern mehr Selbständigkeit und das manchmal auf Kosten von Wohlbefinden. Nicht Erlösung ist ihr Ziel, wohl aber Ablösung von primären Objekten.

Unter unendlicher Adoleszenz verstehe ich etwas anderes als die wiederholten Pubertäten, auf die Goethe am Ende seines Lebens zurückschaute (Eckermann, 11.3. 1828), die „gestreckte Pubertät“, von der Bernfeld sprach (1923), oder die „verlängerte Adoleszenz“, deren Problematik Bloss (1962), 244ff.) diskutierte. Die *unendliche Adoleszenz* tritt auf, wo den Heranwachsenden auf Dauer das Erwachsenwerden versagt bleibt. Sie werden dann zu einem Leben als Randpersönlichkeiten verurteilt, d.h. von der Mitarbeit an der Reproduktion der Gesellschaft ausgeschlossen, und müssen sich alimentieren lassen, worauf sie in der Regel mit affektiver Instabilität und Empfindlichkeit reagieren.

Im Hinblick auf die Spirale des *negativen Austausches zwischen Eltern und Kind* möchte ich noch einmal auf das Problem der *Vaterschaft* zu sprechen kommen. „Entgegen der Mutterschaft steht die Vaterschaft nicht unter hormonalem Einfluß. Seine Trieborganisation wird verändert durch die zwischenmenschlichen Beziehungen und die Spirale des Austausches zwischen Vater und Kind. Der Vater wird befriedigt durch des Kindes Antwort auf seine eigenen Bemühungen und aus seiner Vergewisserung, daß er ein guter Vater ist“ (Benedek 1960, 59). Seine Beziehung zum Kind wird eher durch seine Zukunftserwartung gesteuert als durch den Trieb (a.a.O., 45). Zu untersuchen ist, ob er noch realistische Zukunftserwartungen in einer Welt haben kann, in der die Arbeit knapp wird, die uns „wenigstens in ein Stück der Realität, in die menschliche Gemeinschaft sicher einfügt“ (Freud 1930, 438), und in der andererseits die Alternative zu fremdbestimmter Arbeit: nämlich *Muse*, ebenfalls nicht hinreichend gewährt wird. Wo das nicht der Fall ist, muß er sich Versagungserlebnissen ausgesetzt fühlen und wird, wenn er nicht ein ungewöhnliches Stehvermögen in der Erfolglosigkeit hat, als

Ehemann und Vater versagen. Er kann dann keine haltende und lockende Umwelt bieten, denn er hat sie selber nicht.

Nun kann man sagen: Mögen doch die Väter verschwinden, es bleiben ja die Mütter. Ihnen fällt in der Tat das Verschwinden schwerer als den Vätern. Aber was ist die Folge? Die ganze Ambivalenz von Liebe und Haß der Heranwachsenden richtet sich dann ungeteilt gegen sie und die Gewalt gegen sie wird wachsen – nicht nur von seiten der Söhne und Männer, sondern auch von seiten der Töchter. Ohne Vater wird die Mutter psychisch oft als ein *Parasit* erlebt – einerseits als gefährliches Objekt, das fortwährend droht, kommandiert, verbietet, bestraft oder auch beschützt, verführt und anspornt, „aber andererseits als ein *parasitäres Ich*, das ihr eigenes erstickt und ersetzt und an ihrer Statt fühlt und denkt“ (Jacobson 1964, 225).

Auch denen, die aus ausreichend funktionierenden Familien kommen, droht die unendliche Adoleszenz, wenn ihnen die Möglichkeit fehlt, durch sinnvolle Arbeit und Muße ein Gleichgewicht zwischen ihrem Selbst und ihrem Produkt herzustellen.

*Sinnvolle Arbeit und Muße* verstehe ich nicht als Gegensätze, sondern als zwei Aspekte schöpferischer Tätigkeit, wobei der Aspekt der Arbeit die soziale, der der Muße die psychische Sicht zu erhellen vermag. Sinnvoll ist die Arbeit dann, wenn sie etwas herstellt, was für mich und andere Gebrauchswert hat. „Muße“ bedeutet ursprünglich, „Gelegenheit, Möglichkeit“. Es gehört zu „müssen“ in dessen alter Bedeutung „können“: hd. *muozan*, aus dem germanischen *mot* Prät-Präs. „ich kann, finde die Möglichkeit“ (Kluge 1989) – ich ergänze – meinem inneren Drang, meinen „eigenen Dämonen“ (Goethe) zu folgen. Sinnvolle Arbeit integriert unseren inneren Drang in das Miteinander und Gegeneinander der Gesellschaft, in der wir leben. Wo das nicht geschieht, verströmt dieser im desintegrierten Narzißmus. Ich verweise hier auf mein Buch „*Narziß und Ödipus*“ (1988), vor allem auf das Kapitel: „*Kann 'Narziß' noch 'Ödipus' werden?*“ (95-109), in dem ich auf die Problematik der Adoleszenz von seiten der Narzißmustheorie eingehe. Dort setze ich den desintegrierten (pathogenen) Narzißmus dem integrierten Narzißmus entgegen, der Ich-Stärke hervorbringt. So nennen wir das Vermögen, die innere und äußere Realität wahrzunehmen und unsere Bedürfnisse und Interessen durch autoplastische und alloplastische Anpassung mit dem Realitätsprinzip zu vermitteln.

Die Entstehung von Ich-Stärke wird jedoch verhindert, wo

- a) die Spirale des negativen Austausches zwischen Eltern und Kind, die Ablösung von den Eltern und damit Liebe und Freundschaft zu anderen Menschen unmöglich macht;
- b) die Überwindung des Hin und Her zwischen Allmachts- und Ohnmachtsphantasien durch produktive Arbeit vereitelt wird, und
- c) schließlich die Verbindung von Erfahrung und Erwartung – darunter verstehe ich die Möglichkeit, den Kindheitserfahrungen dadurch

einen Sinn zu geben, daß sie Orientierungshilfe für die Zukunft sein können – mißlingt (vgl. a.a.O., 103).

Wo es nicht zur Bildung ausreichender Ich-Stärke kommt, werden die Menschen Opfer des desintegrierten Narzißmus. Dieser kann als individuelles Leid in die Psychose und zum Suizid führen. Er läßt sich jedoch auch von Demagogen, wie wir in allen historischen Epochen, so auch in der gegenwärtigen, beobachten können, allzu leicht zum kollektiven Narzißmus (Nationalismus, Rassismus, religiöser Wahn) zusammenschweißen. Dieser ist die gefährlichste Form des Narzißmus, weil er nach allen historischen Erfahrungen in der Regel auf Massenmord hinausläuft.

## 7. „Das Schlimme erwarten und doch das Gute versuchen“

Die gesellschaftlichen Verhältnisse sind dem Wachstum von Ich-Stärke nicht besonders günstig und waren das auch früher nicht. Es schien so, als ob der Sozialismus durch „eine reale Veränderung in den Beziehungen der Menschen zum Besitz mehr Abhilfe bringen (würde) als jedes ethische Gebot, doch (wurde) diese Einsicht bei den Sozialisten durch ein neuerliches Verkennen der menschlichen Natur getrübt und für die Ausführung entwertet“ (Freud 1930, 505). So scheiterte der Sozialismus an der Krankheit der Idealität, und im obsiegenden Kapitalismus wurde bisher kein einziges der Probleme, gegen die die Sozialisten einst antraten, gelöst. Nichts spricht dafür, daß dies unter kapitalistischen Bedingungen in Zukunft gelingt. Wir haben also viele Gründe, pessimistisch zu sein, aber keinen einzigen zureichenden Grund zu resignieren, denn es besteht keine eindeutige Konvergenz zwischen sozialen Orten und den Tribschicksalen der Menschen, so eng diese auch miteinander verknüpft sind. Das gilt auch für die Adoleszenz.

Mit Lionel Trilling halte ich Freuds Hochschätzung der Biologie für eine befreiende Idee: „Sie bedeutet Widerstand gegen und Modifizierung der kulturellen Allmacht. Wir werden gewahr, daß es irgendwo beim Kind, irgendwo beim Erwachsenen einen harten, irreduziblen, widerspenstigen Kern von biologischem Drang, biologischer *Ursache* gibt, den die Kultur nicht erreichen kann und der sich das früher oder später auch in die Tat umgesetzte Recht vorbehält, seinerseits die Kultur zu beurteilen, ihr Widerstand zu leisten und sie zu revidieren. Es hat für mich den Anschein, daß wir, wann immer wir uns bewußt werden, wie sehr wir in unsere Kultur verstrickt sind und wie lückenlos wir uns von ihr überwacht, gelenkt, ausgerichtet und vorbestimmt fühlen, ein gewisses Befreiungsgefühl empfinden müssen, wenn wir uns unseres biologischen Selbst erinnern“ (1950, 292). So gesehen, ist es begreiflich, wenn die Heranwachsenden außerhalb einer Kultur bleiben wollen, die für sie nur fremdbestimmte Arbeit, fremdbestimmte Freizeit und fremdbestimmte Zerstreuung bereithält. Wir müssen ihre Nichteinverständniserklärung

respektieren, ohne die destruktiven Tendenzen, die aus ihr resultieren können, auf die leichte Schulter zu nehmen. Aber sind diese zwingend? Das meine ich nicht. Es gibt auch in unserer Zeit Menschen, die aus ihrer Adoleszenz als Erwachsene hervorgehen. Und es lohnt sich, die Bedingungen und Umstände zu untersuchen, die das ermöglichen. Keineswegs ist es so, daß Armut – es sei denn extreme – und Arbeitslosigkeit zu einer „verlorenen Kindheit und unendlichen Adoleszenz“ führen müssen. Über eine „verlorene Kindheit“ klagen ja auch viele, die in den Jahren der Vollbeschäftigung ebenfalls ohne Muße und Genuß heranwachsen. Daß Adoleszenten gerne Erwachsene werden, setzt voraus, daß die Erwachsenen selbst gern erwachsen sind und nicht in individuelle oder kollektive infantile Lebensweisen regredieren, die letzten Endes in Formen des desintegrierenden Narzißmus führen. Ich habe oben davon geschrieben, daß Elternschaft bestimmte emotionale Haltungen voraussetzt. Haltung hat aber etwas mit Behalten und Innehalten zu tun. Nur der kann etwas halten, der auf anderes verzichtet, bzw. losläßt, was ihn daran hindert, das Behaltenswerte zu halten. In einem guten Sinne ist Elternschaft also auch konservativ. Freilich muß viel verändert werden, soll die Spirale des positiven Austausches zwischen Eltern und Kind besser als heute wirksam werden und bleiben. Hierfür scheinen mir vor allem drei Eigenschaften nötig: Selbstverantwortung, Gelassenheit und Genußfähigkeit. Selbstverantwortung „besagt Aneignung, Selbstbejahung unserer Bedürfnisse und Impulse als der unsrigen, jener Bedürfnisse und Wünsche, die uns angeboren erscheinen oder die, in Wechselwirkung mit den Eltern, anscheinend in früher Kindheit Gestalt angenommen haben, ohne unser Zutun. Solche Aneignung ... heißt uns selbst als Handelnde erfahren, ungeachtet des Faktums, daß wir ohne unsere aktive Zustimmung in die Welt kamen und uns unsere Eltern nicht ausgesucht haben...“

Wenn ich vom Aneignen unserer Wünsche und Regungen – die selbst natürlich aktive Kräfte sind – spreche, meine ich nicht deren Verdrängung oder Überwältigung. Ich meine damit, daß man ihnen jenes Dasein aktiv einräumt, zubilligt, das sie ohnehin haben, mit oder ohne unsere Erlaubnis. Dem Wort Verantwortung folgend kann man sagen, daß Aneignung darin besteht, ihrem Drängen entgegenkommend zu antworten, es als das unsrige anzuerkennen. Ein hartes, unnachgiebiges Überich gibt ihnen keine empfängliche Antwort und ist in dem Sinne unverantwortlich. Wenn nicht modifiziert, führt es zur Selbstzerstörung oder muß korrumpiert werden“ (Loewald 1981, 46f.). Es kommt also darauf an, ein versöhnliches Überich zu entwickeln, das die Schwäche der menschlichen Natur berücksichtigt und dennoch an dem festhält, was es als das relativ Gute erkannt hat.

Die Fähigkeit der Gelassenheit (Ragell 1976) ist mit der zur Selbstverantwortung eng verbunden. Gelassenheit ist eine Haltung, die Selbstachtung mit der Achtung vor anderen vereint. Sie ist im Stand, die Realität so anzuerkennen, wie sie ist, ohne sie unkritisch zu billigen.

Sie läßt den Anderen den sein, der er ist. Das ist vor allem gegenüber Adoleszenten unerlässlich. Der gelassene Mensch bleibt jedoch auch sich selber treu und beharrt auf dem, was er für gut hält. Dieses Sich-selbst-treu-Bleiben bewies z.B. Anna Magnani, als sie ihrer Maskenbildnerin in Hollywood sagte: „Lassen Sie mir meine Falten im Gesicht! Jede habe ich erlebt“. Mein früherer Kollege Gert Sautermeister in Bremen bewies, wie mir eine Studentin berichtete, Gelassenheit in einem Seminar über Eichendorff. Die Studentin kritisierte – damals sozialistisch gestimmt – den Dichter wegen seiner sozialen Herkunft und Einstellung. Sautermeister, als Literaturwissenschaftler selbst sozialhistorisch orientiert, erwiderte: „Das ist alles richtig, was ihr sagt, aber dieses Gedicht, das wir hier diskutieren, gefällt mir doch“. Genußfähigkeit schließlich fällt in sadomasochistischen Kulturen schwer. Die idealisierte Abweisung des Genusses, wie wir sie vom Christentum übernommen haben, jagt die Menschen von Begierde zu Begierde und gewährt ihnen im Genuß keine Befriedigung. Ihnen geht es wie Faust, dem narzißtischen Inbild deutscher Identität:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß  
und im Genuß verschmacht ich nach Begierde.

Eigentlich verkörpert Faust den Idealtypus des kapitalistischen Menschen, der die innerweltliche Askese so weit getrieben hat, daß er im Genuß nicht innehalten kann und so nie das stille Wohlbehagen des Befriedigten erlangt. Sagt er schließlich zum Augenblick:

Verweile doch, Du bist so schön!

so gibt er sich einer Illusion und hält das Klirren der Spaten, die sein Grab schaufeln für zukunftsfrohes Aufbauwerk.

Wir sollten uns daran erinnern, daß das Wort „genießen“ ursprünglich die Bedeutung „fangen, ergreifen“ hatte. „Da das, was man fängt, einem gehört, entwickelten sich aus ‘fangen, ergreifen’ die Bedeutung ‘innehaben, benutzen, gebrauchen, Freude an etwas haben“ (Duden 1963, 211). Die Worte „genießen“ und „Genuß“ verweisen also auf einen Gebrauchswert der Dinge, nicht auf ihren Tauschwert. Gebrauchswerte wollen genossen werden. Tauschwerte drängen in die Zirkulation. Gebrauchswerte vermitteln Befriedigung und Wohlbehagen. Tauschwerte reizen unsere Begierde nach Mehrwert. Genußfähigkeit spendet Freude und Genugtuung an dem, was man hat. Das Streben nach Tauschwerten aber ist unersättlich – unersättlich wie der desintergierte Narzißmus, der psychische Doppelgänger des real existierenden Kapitalismus.

## Literatur

- Benedek, T.  
1960 Elternschaft als Entwicklungsphase. In: Jahrbuch der Psychoanalyse. Bd. 1, Köln Opladen (Westdeutscher Verlag)
- Bernfeld, S.  
1923 Über eine typische Form der männlichen Pubertät. In: Ders.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Bd. 3, Hrsg.: L. von Werder und R. Wolff, Darmstadt (März Verlag) 1970
- 1929 Der soziale Ort und seine Bedeutung für die Neurose. In: Ders.: Antiautoritäre Erziehung und Psychoanalyse. Bd. 1, Darmstadt (März Verlag) 1969
- 1935 Über die einfache männliche Pubertät. In: Ders.: (1969/79)
- Blos, P.  
1962 Adoleszenz. Stuttgart (Klett-Cotta) 1989
- Deutsch, H.  
1944 Psychologie der Frau. Eschborn (Fachbuchhandlung für Psychologie)
- Devereux, G.  
1972 Ethnopschoanalyse. Die komplementaristische Methode in den Wissenschaften vom Menschen. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1984
- Duden  
1963 Etymologie, Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Der große Duden, Bd. 7, Mannheim
- Freud, S.  
1930 Das Unbehagen in der Kultur. GW 14
- Gottschalch, W.  
1988 Narziß und Ödipus. Anwendungen der Narzißmustheorie auf soziale Konflikte. Heidelberg (Asanger)
- Horkheimer, M.  
1972/1976 Das Schlimme erwarten und doch das Gute versuchen. (Gespräch mit Gerhard Rein). Gesammelte Schriften, Bd. 7
- Jacobson, E.  
1964 Das Selbst und die Welt der Objekte. Frankfurt/Main (Suhrkamp)
- Kluge, F.  
1989 Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, New York.
- Kracauer, S.  
1922a Soziologie als Wissenschaft. Schriften, Bd. 1, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1978  
1922b Die Gruppe als Ideenträger. Schriften, Bd. 5, Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1990
- Lévi-Strauß, C.  
1973 Strukturelle Anthropologie II. Frankfurt/Main (Suhrkamp) 1975
- Lewin, K.  
1933 Vektoren, kognitive Prozesse und Mr. Tolmans Kritik. Werkausgabe Bd. 4. Feldtheorie. Bern, Stuttgart, Huber, Klett-Cotta) 1982
- 1939 Feldtheorie und Experiment in der Sozialpsychologie. Werkausgabe, Bd. 4
- Loewald, H.W.  
1981 Das Schwinden des Ödipuskomplexes. In: Jahrbuch der Psychoanalyse, Bd. 13, Stuttgart-Bad Cannstatt (Frommann-Holzboog)
- Parsons, T.  
1964 Sozialstruktur und Persönlichkeit. Frankfurt/Main (Europäische Verlagsanstalt) 1968
- Rangell, L.  
1976 Gelassenheit und andere menschliche Möglichkeiten. Frankfurt/Main (Suhrkamp)

Shakespeare, W.

- 1611 Das Wintermärchen. In: Ders.: 27 Stücke in der Übersetzung von Erich Fried. Berlin (Klaus Wagenbach) 1989, 3. Bd.
- Trilling, L.  
1950 Freud: In und Jenseits der Kultur. In: Ders.: Kunst, Wille und Notwendigkeit. München (Hanser) 1990
- Winnicott, D.W.  
1948 Kinderheime in Krieg und Frieden. In: 1984  
1963a Die Entwicklung der Fähigkeit zur Besorgnis. In: 1984  
1963b Der mühsame Weg durch die Flaute. In: 1984  
1963c Klinikpflege als Zusatz zur intensiven Psychotherapie in der Adoleszenz. In: 1965  
1965 Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. München (Kindler) 1974  
1984 Aggression. Stuttgart (Klett-Cotta) 1988